

Soti Triantafillou

Die Bleistiftfabrik

Roman

Übersetzt aus dem Griechischen von Birgit Hildebrand

ISBN-10: 3-552-05320-4

ISBN-13: 978-3-552-05320-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.zsolnay.at/978-3-552-05320-5>
sowie im Buchhandel

Markos lebte geruhsam im griechischen Viertel von Alexandria; er arbeitete als verantwortlicher Ingenieur bei der ägyptischen Eisenbahn, eine Sisyphusarbeit, meinte er enttäuscht; in einem Brief, den er V´galis nach Rußland geschickt hatte, schrieb er: «Die Brücke von Arta, die ägyptischen Eisenbahnlinien, die sozialistische Revolution: lauter Leistungen, die entstehen und wieder vergehen.« Während all dieser Jahre bekam Markos Briefe und Postkarten und Notizzettel – einmal knapp und voll trauriger Untertöne, dann wieder wortreich, überspannt, fiebrig; oft legte ihm V´galis aus Zeitungen und Zeitschriften ausgeschnittene Seiten bei, Informationen und Reklamen zu Bleistiften: Bleistifte der New Yorker Marke Koh-I-Noor ohne Spitzen und Spitzer, Venus-Bleistifte, «der perfekte Bleistift«, Sheefer-Eaton-Stifte aus Iowa, USA, «das unvergeßliche Präsent«, und so weiter. In einem Brief hatte er Zuckerkristalle gefunden und daraus geschlossen, daß V´galis beim Schreiben Zuckerstücke kaute – er folgte ihm von weitem, und der Gedanke an ihn ängstigte ihn ein bißchen: Markos zitterte davor, daß der Freund umgebracht werden könne, an den Strapazen sterben, an der Schlaflosigkeit, der mangelhaften Ernährung, an seinem geistigen Zustand selbst, «dem Nebel meines Gehirns und dem Sturm«, wie er es selbst nannte – vor allem hatte er die Befürchtung, er könne ihm vorhalten, daß er sich ihm nicht angeschlossen hatte, daß er der Sozialdemokratischen Partei damals nicht beigetreten war, wie er es ihm vorgeschlagen hatte, und wie er es später noch zweimal getan hatte; einmal war es im Jahr 1905 gewesen, im Jahr dieser mißglückten Revolution in Rußland. Markos erinnerte sich noch genau, wann V´galis ihm erneut den Vorschlag gemacht hatte, Parteimitglied zu werden, denn während dieser Tage war Dilij´nnis in Athen ermordet worden – und Markos hatte sich unwillkürlich gefreut. Er dachte, sein Vater hätte den Mord für Barbarei gehalten, obwohl er von Dilij´nnis die übelste Meinung hatte; seine Mutter indessen hätte gesagt: «Das Land ist vom Unrat befreit! Zum Henker mit ihm!« – und Markos hatte sich einfach nur gefreut, er überlegte sich, wie man sich fühlen mußte, wenn man einen Politiker aus dem Weg räumte, der so sehr im Weg war. Er hatte V´galis zweimal besucht, einmal damals im Jahr

1900, als er mit dem Zug nach Berlin gefahren war und in Fürth Station gemacht hatte, bei der Faberschen Bleistiftfabrik, und viele Jahre danach, im Jahr 1916 – oder 1917 – war er nach Zürich gefahren, mitten im Krieg, als nichts mehr so war wie vorher. Er hatte Vàgalis ein Tütchen Alexandriner Zimtbonbons mitgebracht, weil er nicht wußte, was er ihm sonst schenken sollte, und Vàgalis hatte die Bonbons gelutscht und ihm von der Revolution im Bereich der Sozialdemokratie erzählt, ab und zu hatte er einen Moment pausiert, um den Bonbonrest hinunterzuschlucken. “Ich habe mich arrangiert wie eine Festung, die in sich zusammenfällt – ich bin passiv wie Louis XVI.“; hatte er Vàgalis nach dem Treffen in Zürich geschrieben, und der hatte unerwartet erwidert: “Macht doch nichts. Gib nur acht, daß du nicht einschläfst.“ Und hatte unten noch ein Gedicht von Nekrassow beigefügt: Gib acht, daß du beim Komponieren des verbotenen Liedes nicht für immer einschläfst.

Markos verstand es nicht, doch er dachte: Wer nicht weiß, was er will, ordnet sich zu leicht unter. Er wußte nicht, was er wollte. Das einzige, was er gewollt hätte, wäre die Gründung einer Fabrik gewesen, die Herstellung von Bleistiften. Und daß mit diesen Bleistiften alle schrieben, die bis dahin nicht hatten schreiben können – das hätte er gewollt. In Griechenland eine westliche Fabrik gründen, eine Fabrik nach europäischem Standard; er hörte noch seinen Vater sagen: Griechenland kann ein Industriegigant werden! Doch im gleichen

Moment fühlte er sich wie ein Kind, das nicht erwachsen werden und nicht einmal Entschlüsse fassen konnte, das taten andere für ihn. Er hatte oft Sehnsucht nach Dschibuti, nicht direkt nach Dschibuti, sondern nach den Kath-Blättern. Mein Leben, dachte er, wäre leichter, wenn ich am Rand des Gartens säße und zwei Blättchen im Mund hätte und an ihnen lutschen könnte, und dann noch zwei; Alexandria erschien mir wie unterm Regenbogen.

Als die Zeit so verging, dünkte ihn, daß er mindestens in zwei Leben lebte: zum einen lebte er als Eisenbahningenieur und als liberaler Republikaner wie Stéfanos Assimàkis; zum anderen lebte er als Weggefährte der Revolutionäre, als einer derer, den die Russen popu_cik nannten – er hatte den Sozialisten zweimal von der Züricher Bank Geld anweisen lassen; obwohl er Vàgalis nicht

gefolgt war, liebte er die Idee der Revolution, auf eine eher allgemeine Weise, wie er es liebte, bei den Gesprächen in den Alexandriner Salons die Verfechter der Volkssprache zu unterstützen*. Und obwohl er nicht arm war, wußte er, was Beschränktheit und was Mittellosigkeit bedeutete, er hatte sie in Kairo erlebt und in Athen und in Dschibuti, vor allem in Dschibuti und in Abessinien, aber sogar in Zürich, in den Arbeitervierteln; und außerdem wartete er neugierig auf das, was nachfolgen würde, ob Köpfe rollen würden; und welche Köpfe. Zwischen diesen Leben glitt er hin und her und sprach mit keinem darüber; Sofía beklagte sich immer, daß sie nie wisse, was ihm im Kopf herumginge, daß er ständig mit den Gedanken woanders sei und sich nicht genug für seine Kinder interessiere; obwohl er, als Luisa Scharlach hatte – sie war damals fünf –, sehr erschrocken gewesen war und es auch gezeigt hatte. Doch Sofía sagte immer zu ihren Freundinnen, er sei eigenartig, er begleite sie nie auf Bälle. Mein Mann ist ungesellig, sagte sie. Das ist es nicht, dachte Markos, ich langweile mich nur – ich langweile mich.

[...]

In Europa ging der Krieg zu Ende, aber nicht in Ägypten – und ebensowenig in Griechenland und Rußland. »Wir haben die Gabe, uns immer im Zentrum des Zyklons aufzuhalten, wie bringen wir das nur zustande?« schrieb Vágalis. »Jeder von uns bringt es auf seine Weise zustande, du genauso wie ich; wo wir uns aufhalten, beginnt der Krieg früh und hört erst spät auf.« Doch Markos hatte den Eindruck, daß Alexandria, egal, ob der Krieg zu Ende war oder nicht, nach wie vor in der Welt lebte, wie sie vor dem Krieg war.

Bis 1919 hatte sich nichts verändert, außer daß bei den Aufständen etwa fünfzig Briten umgekommen waren. Durch fünfzig tote Briten wird die Ordnung der Dinge nicht auf den Kopf gestellt, dachte Markos – aber er hielt den Mund und ging mit Sofía zu den Feierlichkeiten, wo er vor Langeweile fast einen Koller bekommen hätte, und in der Folge fehlte er bei keiner Abendveranstaltung des Gouverneurs, redete über das Wetter, den Nordwind, der vom Mittelmeer her wehte, über die Unruhen in Kairo, die Situation in der Türkei und Venis´los' Haltung; er konnte nicht entscheiden, ob dessen ambivalente Politik gegenüber

dem Königshaus das Beste war, was er tun konnte. Manchmal kam ihm seine Mutter in den Sinn – sie war die einzige Frau aus der «alten Welt« (wie V´galis immer zum neunzehnten Jahrhundert sagte), die begriffen hatte, was um sie vor sich ging und weshalb es vor sich ging. Sie hätte gewußt, was für eine Art Liberaler Venisélos war, das heißt, ob er Liberaler war oder Monarchist, was völlig unvereinbar war.

Der zweite Mensch, der die Geschehnisse in Ägypten und in Griechenland hätte beurteilen können, war V´galis, doch er hielt sich in weiter Ferne auf, voller Begeisterung über die Versailler Verträge («ein demütigendes, bitteres Ende für Deutschland, mon petit!«) und das Frauenwahlrecht – «Kein Übel ohne Trost, wie schon unsere Vorfahren sagten, mit denen uns nicht das geringste verbindet. Die Frauen besitzen das Wahlrecht – beinahe –, auch wenn die Opfer und Mühen übergroß waren, bis diese Selbstverständlichkeit akzeptiert wurde! Außer in Sowjetrußland, wo Frauen die gleichen Rechte wie Männer haben, wurde, wie du vielleicht gelesen hast, in Großbritannien den alten Frauen, ja, alten Frauen! das Wahlrecht zugestanden (>zugestanden< ist nicht das richtige Wort, mon petit: sie haben es teuer bezahlt, mit Blut!) – jedenfalls können jetzt die, die über dreißig Jahre alt sind, wählen; na, das ist doch schon etwas, mon petit, aber du weißt ja, wie die Frauen heute sind, sie werden wählen, was ihnen die Männer sagen.« Doch Markos lebte in einer Stadt, in der die Frauen Gesichtsschleier trugen – und die Engländerinnen, denen er auf den Abendempfangen und in den Konditoreien begegnete, schienen nicht geneigt, ihre Stimme abzugeben.

Wissen Sie, was mein großer Vorzug ist, Herr Assim´kis? fragte ihn Frau Richards am Silvesterabend des Jahres 1919. Raten Sie!

Markos fragte sich, ob sie möglicherweise mit ihm flirtete.

Raten Sie!

Sie war niedlich – mindestens zehn Jahre jünger als der Vizekonsul; sie trug einen großen Hut mit Federn, spitze kleine Pumps, glänzende Silberhandschuhe – Markus mußte an Gittes Handschuhe denken, er empfand fast etwas wie Rührung.

Ich weiß nicht, sagte er, – lassen Sie mich überlegen –, vielleicht Ihre Anpassungsfähigkeit?

Mein Geschmack! Ich habe einen guten Geschmack! Bei Hüten! Bei Kleidern! Wie finden Sie denn nun meinen Hut?

Sie beugte sich ein wenig herunter, damit Markos ihren Hut auch von oben begutachten konnte.

Er ist schön, sagte Markos, aber er dachte: Ich bin alt geworden, ich erwarte von den Frauen, daß sie so sind wie die Männer, und wenn sie es nicht sind, verliere ich die Geduld.

Er lächelte ihr zu, hätte ihr gern gesagt, daß die Nachkriegswelt anders aussah als alles, was vorangegangen war, daß jedoch in Alexandria der Wandel nicht sichtbar wurde, außer bei Hüten, die sich tatsächlich verändert hatten. Die Hüte der Engländerinnen waren größer geworden und waren jetzt mehr mit Federn und Blumen geschmückt; Bonnets waren aus der Mode – doch er sagte nichts, er lächelte ihr nur zu.

Er gefällt Ihnen nicht! rief sie enttäuscht aus.

Er ist wirklich sehr schön, sagte Markos mit möglichst viel Wärme, es ist ein Hut, den auch eine Suffragette tragen könnte. Habe ich nicht recht?

Die Frau Vizekonsul sah ihn unter der Hutkrempe hervor an. Ich weiß nicht, sagte sie. Ich weiß nicht, wie Suffragetten sind. Nicht daß mir nicht bekannt ist, daß sie das Wahlrecht fordern und es auch bekommen haben, das weiß ich wohl, ich meine, ich weiß nicht, welche Art Frauen es sind; wenn ich in Brighton wäre, würde ich vielleicht auch eine – Suffragette – werden, oder auch nicht, aber hier weiß ich es einfach nicht.

Markos lächelte, diesmal aufrichtig. Er hatte das Gefühl, wenn er zehn Jahre jünger gewesen wäre, hätte er ihr vorschlagen können, mit ihm einen Ausflug nach Rambli zu machen – es hätte in der englischen Gemeinde von Alexandria einen kleinen Skandal verursacht; ein kleiner Skandal wäre nicht uninteressant gewesen.

Der Hut steht Ihnen wirklich gut, sagte er und spürte sein Herz schneller schlagen. Das war ihm schon lange nicht mehr passiert, er konnte sich wahrhaftig nicht erinnern, wann es ihm zuletzt passiert war.

[...]

Im Frühjahr 1931 wurde Luisa dreiundzwanzig Jahre alt, und Markos fragte sich, wie sie erwachsen geworden war, sie schien ganz von allein erwachsen geworden zu sein, sie war keinem ähnlich; wenn sie

jemandem glich, so war es Lucelle. Er hatte es bis dahin schon häufiger gedacht, aber nie so klar; und er wünschte sich, daß sie ihr auch im Charakter geglichen hätte, daß sie auch so fröhlich und stark und voller Lust auf große Pariser Feten geraten wäre. Doch Luisa war melancholisch und wenig mitteilbar, und man wußte nie, was sie dachte. Sie saß zurückgezogen da und las, verdeckte die Bücher, legte den Arm darüber, daß man sie nicht sehen konnte, nur einmal hatte Markos vor Jahren durch Zufall auf ihrem kleinen Schreibtisch & Herz der Finsternis & von Joseph Conrad liegen sehen, auf englisch; er hatte eine Seite aufgeschlagen und ein Stück gelesen: Wir drangen tiefer und tiefer ins Herz der Finsternis ein. Es war sehr ruhig dort. Nachts wirbelte hinter dem Baumvorhang zuweilen Trommeldröhnen den Fluß hinauf und blieb ganz schwach bis zum Morgengrauen hörbar, als schwebte es hoch über unseren Köpfen in der Luft. Ob es Krieg bedeutete, Frieden, oder Gebet, wir konnten es nicht entscheiden. Die Morgendämmerungen wurden von einer frostigen Stille angekündigt; die Holzfäller schliefen, ihre Feuer verglimmten; das Knacken eines Astes ließ uns hochfahren. Wir waren Wanderer auf prähistorischer Erde, auf einer Erde, die wie ein unbekannter Planet aussah. Wir hätten uns einbilden können, die allerersten Menschen zu sein, die eine mit einem Fluch belegte Erbschaft antraten, welche nur unter den schrecklichsten Qualen und mit äußerster Anstrengung auszuhalten war.*

Es erinnerte ihn irgendwie an Wolfs & Finstere Tropen &, den verlorenen Traum von Afrika, an die Zeichnungen mit den hohen Palmen an der einsamen Küste des Indischen Ozeans, mit diesen riesigen Bäumen, den Baobabs, an denen die Löwen des Nachts ihre Krallen schärften. Und ihm stiegen Tränen hoch, große, aufrichtige Tränen; er weinte sonst nie, er griff sich an die Augen, um die Tränen zu fühlen. Er blieb eine Zeitlang mit dem Buch in der Hand stehen, dann wandte er sich nach Luisa um, die mit ihren steifen Zeichenkartons das Zimmer betrat – sie zeichnete und zerriß die Zeichnungen hinterher wieder, niemand bekam sie zu sehen. Markos ängstigte sich, daß ihr Leben so wie das von Alicia fehlschlagen könnte; wenn er an seine Schwester dachte, hatte er immer ein unklares Schuldgefühl, obwohl seit ihrem Tod schon so viele Jahre vergangen waren. Als sich Alicia erhängt hatte, konnte er keine Träne vergießen – nun ergriff ihn beim Lesen eines Buchs, das er zufällig in

die Hand genommen hatte, das Weinen. Und als er Luisa ansah, mußte er an Alicia denken, die keinen hatte heiraten wollen, die, kaum daß sich die Heiratsanwärter umgewandt hatten, mit den Schultern gezuckt, die Zunge rausgestreckt und «Igitt« ausgestoßen hatte.

Doch um Luisa hatten nicht viele angehalten, das heißt, genaugenommen hatte es nur ein einziger Mann getan, und Luisa hatte es nicht einmal erfahren, Markos hatte ihn von sich aus abgelehnt; er war Ölhändler gewesen, und Markos mochte Speiseölhändler nicht, er mochte Lebensmittelhändler ganz allgemein nicht – denen haftete der Geruch der Genußwaren an, die sie verkauften.

In diesem Frühjahr des Jahres 1931 hielt indessen noch jemand um ihre Hand an: Er hieß George Van Mouten und war Holländer, der Sohn eines reichen Buren, der nach dem Krieg gegen die Briten im Jahr 1902 in den Kongo gegangen war. Gut, der Sohn also hielt nach dem Ball des britischen Konsulats um ihre Hand an, nachdem er mindestens sechsmal mit ihr getanzt hatte – Markos hatte mitgezählt. Sechs Walzer und möglicherweise noch eine Polka, die Markos vermutlich entgangen war, weil er mit dem griechischen Konsul über die

Unterbringung der Flüchtlinge in Griechenland gesprochen hatte, ein Thema, das ihn interessierte und woran er auch Interesse zu zeigen hatte.

Wohn-blocks, sagte der griechische Konsul. Wohnblocks werden gebaut, in ganz neuen Siedlungen, Nea Smyrni, Nea Filadelfia, verstehen Sie?

Markos interessierte sich ja tatsächlich dafür und verstand es auch durchaus, aber er wollte sehen, wer der Ausländer war, mit dem Luisa tanzte.

Schließlich stellte sich Van Mouten vor. Er stellte sich auch Sofía vor, sie zeigte sich beeindruckt: Wie blond, wisperte sie später Markos zu. Wie groß! Que bel homme!

Doch als George Van Mouten am nächsten Tag einen Diener mit einer Visitenkarte vorbeisandte, auf der er darum bat, Luisa besser kennenzulernen, «in ernster Absicht«, bekam Sofía Panik.

Ich möchte Luisa nicht an einen Fremden fortgeben, sagte sie.

Markos hingegen entschied, daß es nichts schaden könne, wenn der holländische Gentleman sie zwei- oder dreimal besuchte. So fing Luisas Liebesgeschichte an.